

Bloß nicht zu nah ans Wasser

Für Italiener ist der Strand ein kultureller Topos und mindestens genauso wichtig wie das römische Pantheon. Das Meer selbst spielt dagegen nur eine untergeordnete Rolle.

Von Karen Krüger



Am Strand von Palermo: Unter jedem Sonnenschirm gibt es einen familiären Mikrokosmos. Raffaele Celentano / Laif

Kürzlich stand in einer italienischen Zeitschrift, welche selbst zubereiteten Speisen der italienische Strandgast im Schatten seines Sonnenschirms am liebsten isst: Leichte Gerichte wie Reissalat, Huhn oder Tomate mit Mozzarella fänden sich gern in seiner Kühltasche, aber auch Kalorienbomben wie frittiertes Gemüse, Pasta und Fleischbällchen. Mit großem Picknick bepackte Strandausflügler

sind an Italiens Küsten allgegenwärtig. Es gibt sogar eine eigene Bezeichnung für sie. Man nennt sie „Fagottari“, was von „fare fagotto“ („hastig aufbrechen“) kommt, denn in Eile sind Italiener meistens, wenn es an den Strand geht. Die italienische Zeitschrift berichtete darüber sehr ernst, ohne einen Anflug von Ironie. Essen ist in Italien ein Thema von nationaler Bedeutung und der Strand für viele Italiener nicht weniger wichtig als das römische Pantheon.

Den typischen italienischen Strandbesucher gibt es natürlich nicht. Es gibt ihn genauso wenig wie den typischen italienischen Strand. Es gibt Sandstrände, Strände mit Kies, Privatstrände, frei zugängliche Strände, Hundestrände. Ein Privatstrand in Rimini mit seinem Muster aus mietbaren Liegen und Sonnenschirmen und ein unbewachter Strand in einer sizilianischen Bucht haben auf den ersten Blick wenig miteinander zu tun. Doch es gibt bestimmte Aspekte, in denen sich alle Strände gleichen. Der kleinste gemeinsame kulturelle Nenner des Strandlebens lautet: Das Meer spielt für die meisten italienischen Strandbesucher nahezu keine Rolle..

Der italienische Strandausflug

Das gilt auch hier, an diesem frei zugänglichen Strand auf Sardinien, an einem Nachmittag im August. Man ist viel zu sehr mit sich selbst und anderen beschäftigt, um das azurblaue Wasser würdigen zu können. Der Strand ist ein Laufsteg für die eigene Lässigkeit; ein Leseraum für echte und falsche Intellektuelle, ein Restaurant, ein Marktplatz, ein Workshop, ein Ort der inneren Einkehr, eine Bühne für familiäre Autarkie. Letztere beobachtet man vor allem am Wochenende, wenn das Ufer sich mit den Bewohnern der Kreisstadt und der Dörfer füllt, die Abgase von Motorrollern und Autos den Duft von Eukalyptus, Algen, Meersalz und Sonnencreme stören und auf dem Sand Dutzende bunter Schirme sprießen. Schon vor der Pandemie gab es einen bevorzugten italienischen Abstand, mit dem

man sich neben anderen Sonnenbadenden platzierte: Er ist geringer als der deutsche oder britische und deutlich größer als der asiatische. Meistens werden gleich zwei Sonnenschirme in den Sand gebohrt, so ist die beschattete Fläche größer. Auf ihr sitzen dann – neben der mitgebrachten Kühltasche – die Großeltern, Kinder, Enkelkinder, Neffen und Cousins: die jüngeren auf Strandtüchern, für die älteren werden Campingstühle herbei- geschleppt.

Jeder Schatten am Strand ist ein familiärer Mikrokosmos, und man sieht: Jeder hat eine eigene, innere Hierarchie. Unter dem Schirm mit dem Motiv der sardischen Flagge wird sie eindeutig von der Oma angeführt, einer Frau mit kurzen grauen Haaren. Jedes ihrer Worte, jede Geste wird vom Rest der Familie wie von einem gut gelaunten Hofstaat aufgenommen. Manche reden, andere hören bloß zu oder schauen aufs Meer, während einer für die Kleineren in der Runde eine gigantische Plastikschildkröte aufbläst. Alles wird verhandelt, über alles wird diskutiert – auch über den richtigen Zeitpunkt, um ins Wasser zu gehen.



Das Ziel ist nicht etwa, sich sportlich zu betätigen. Es geht darum, das Gespräch in erfrischender Umgebung fortzusetzen. Plaudernd wadet man durchs Wasser, hält Ausschau nach Bekannten, so wie man es auch auf der heimischen Piazza tut. Die Jungen beobachten die Mädchen, die Mädchen schauen zurück. Die Menschen wirken entspannt und zufrieden. Es gibt keine finsternen Blicke, keine gereizten Stimmen oder verkaterten Gesichter, keine lärmenden Bluetooth-Boxen und keinen Müll. Es wird gestritten, aber nicht gezankt; die Kinder werden angeschrien, wenn sich die Erwachsenen ärgern, und danach sofort wieder geherzt. Man sieht junge Körper und sehr alte, schlanke und sehr füllige; knappe Bikinis und glitzernde Strings, aber keine nackten Brüste. Kommt Langeweile auf, beobachtet man hinter dunklen Sonnenbrillen gern die ausländische Familien am Strand.

So gestalten die Touristen den Strandtag

Sie sind nicht schwer zu entdecken. Strandmuscheln und blassfarbene Sonnensegel aus dem Outdoor-Laden weisen den Weg. Ein sicheres Indiz ist außerdem ein hohes Maß an menschlicher Bewegung. Dort, wo auffälliger Aktionismus am Strand herrscht, man erwachsene Männer und Frauen beim Ballspielen sieht, mit Schlägern in der Hand, beim Herumklettern an Felsen oder bei gymnastischen Übungen im Sand, dort haben sich mit ziemlicher Sicherheit Touristen niedergelassen. Es scheint, als wollten sie den Strand körperlich bezwingen und das Wasser erobern – mit Paddel, Luftmatratze und aufblasbarem Schlauchboot. Italiener achten dagegen darauf, körperlich nicht zu involviert mit den Elementen zu sein.

Weitere Unterschiede sind: Ihre Kinder springen nach dem Essen

gern mit vollem Bauch in die Wellen, während das italienische Kind noch im Schatten des Sonnenschirms sitzen bleiben muss und seinem Magen beim Verdauen zuhört. Wenn es regnet, bleibt es zu Hause, das ausländische taucht in Funktionskleidung am Strand auf. Die ausländischen Kinder tragen bunte Sonnenhüte, den italienischen wird von Zeit zu Zeit kühles Wasser über den Kopf gegossen. Der korpulente Italiener vom Sonnenschirm nebenan macht das jetzt schon zum dritten Mal. Sein kleiner Sohn schaut nicht einmal auf. Stoisch baut er weiter an einer temporären Welt aus Sand.

Am Handgelenk trägt der Vater ein blaues Armband mit der Aufschrift „Trump“ – unter Anhänger der rechtspopulistischen Lega-Partei ist das üblich, denn Matteo Salvini ist Trumps Bruder im Geiste. Im Sommer vor der Pandemie machte er, damals noch Italiens Innenminister, oft Blitzbesuche am Strand. Sie liefen stets nach dem gleichen Muster ab: Erst badete Salvini in der Menge, danach kurz im Meer. Dem Duce hatte man für die Zurschaustellung seiner Schwimmkünste noch zugejubelt. Sich gut über Wasser halten zu können war bis vor wenigen Jahrzehnten alles andere als selbstverständlich für Italiener, obwohl das Land gut 75 000 Kilometer Küste zählt. Es ist immer die Heimat von Seefahrern gewesen – gute Schwimmer waren die Menschen aber deshalb noch lange nicht.



In der Menge baden: Matteo Salvini posiert am Strand für Selfies. dpa

Wie der Strand Kultur wurde

Man war dem Meer aus Notwendigkeit verbunden, nicht aus Liebe. Das Schwärmen über den Anblick von Strand und Wellen übernahmen deshalb andere; Dichter und Künstler aus ganz Europa inspirierten sie zu heroischen oder romantischen Zeilen. Für die Italiener selbst bedeutete es Bedrohung und Gefahr, und dieses Gefühl hat sich in die Traditionen des Landes und seinen Menschen eingeschrieben. Man kultivierte das Leben am Strand.

Als ein Ort des kollektiv erlebten Vergnügens wurde er zwischen den beiden Weltkriegen geboren und erlebte Anfang der Fünfzigerjahre seinen ersten Boom. Der Strand wurde zum Ziel von kollektiven sonntäglichen Ausflügen, zum Symbol eines Landes, das sich nach Aufbruch sehnt. Kein Film hat das schöner in Szene gesetzt als Luciano Emmer's „Ein Sonntag im August“ von 1950: Eine Horde fröhlich-lärmender Römer strömt mit dem Zug, dem Motorrad, dem

Auto oder dem Fahrrad an den Lido von Ostia, wo sich die sozialen Unterschiede, die unterwegs keine große Rolle spielten, wieder als unüberbrückbar erweisen: Unternehmer und versnobte Intellektuelle lassen sich auf den teuren Strandliegen nieder, die „fagottari“ setzen sich mit ihren Picknickkörben in den Sand. Ein Jahr später widmete Aldo Fabrizi ihnen mit „Die Familie Passaguai“ einen eigenen Film, der zum Auftakt eines neuen Genres wurde. Auch in der Musik drehte sich auf einmal alles um das kollektive Vergnügen am Strand.

Jeder in Italien hat einen, mit dem er besondere Erinnerungen verbindet. Oft ist es jener der Kindheit, an ihn kehren viele immer wieder zurück: „Stessa spiaggia steso mare“ – „Gleicher Strand gleiches Meer“ singt deshalb Piero Focaccia. Sein Song aus dem Jahr 1998 wird oft zitiert. Auch am Strand von Sardinien. Begegnet man Bekannten aus dem vergangenen Jahr, sagt man: „Stessa spiaggia, steso mare“ und stößt COVID-konform die geballten Fäuste aneinander. Man plaudert kurz, dann schlendert man weiter, bereit für die nächste Begegnung am Meer.